

Isabel Allende Das Geisterhaus

Roman



Suhrkamp

Eine Familiensaga, die zum Welterfolg wurde: Isabel Allende erzählt die wechselhafte Geschichte der Familie des chilenischen Patriarchen Esteban Trueba und seiner hellsichtigen Frau Clara und führt uns mit der ihr eigenen Fabulierkunst durch eine Zeit, in der persönliche Schicksale und politische Gewalt eng miteinander verwoben sind. Der Erfolg dieses Buches verdankt sich dem hinreißenden Erzähltemperament Isabel Allendes: Mit Phantasie, Witz und Zärtlichkeit malt die Autorin das bunte Tableau einer Familie über vier Generationen hinweg.

»Eine endlose Geschichte von Schmerz, Blut und Liebe.« *Süddeutsche Zeitung*

Isabel Allende, 1942 geboren, hat ab ihrem achtzehnten Lebensjahr als Journalistin in Chile gearbeitet. Nach Pinochets Militärputsch am 11. September 1973 ging sie ins Exil, wo sie ihren Weltbestseller *Das Geisterhaus* schrieb. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Kalifornien. Ihr Werk erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag.

Isabel Allende
Das Geisterhaus

Roman
Aus dem Spanischen von
Anneliese Botond

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1982 unter dem Titel
La casa de los espíritus
bei Plaza & Janés, Barcelona. © Isabel Allende, 1982.

Umschlagillustration: © RHS, Lindley Library

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Korrigierte Fassung, 2019.

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1984

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn

Umschlag: cornelia niere, münchen

eISBN 978-3-518-73030-0

www.suhrkamp.de

Das Geisterhaus

Wie lange lebt der Mensch, letzten Endes?
Lebt er tausend Tage oder einen einzigen?
Eine Woche oder mehrerer Jahrhunderte?
Für wie lange Zeit stirbt der Mensch?
Was bedeutet »Für immer«?

Pablo Neruda

*Meiner Mutter, meiner Großmutter
und den anderen außergewöhnlichen Frauen
dieser Geschichte
I. A.*

ERSTES KAPITEL
Rosa die Schöne

»Barrabas kam auf dem Seeweg in die Familie«, trug die kleine Clara in ihrer zarten Schönschrift ein. Sie hatte schon damals die Gewohnheit, alles Wichtige aufzuschreiben, und später, als sie stumm wurde, notierte sie auch die Belanglosigkeiten, nicht ahnend, daß fünfzig Jahre später diese Hefte mir dazu dienen würden, das Gedächtnis der Vergangenheit wiederzufinden und mein eigenes Entsetzen zu überleben. Der Tag, an dem Barrabas eintraf, war ein Gründonnerstag. Er kam in einem handgeflochtenen Käfig, besudelt mit seinem Kot und Urin, und hatte den verstörten Blick eines jämmerlichen, wehrlosen Gefangenen, aber an der königlichen Kopfhaltung und den Ausmaßen seines Knochenbaus ließ sich bereits der sagenhafte Riese erraten, zu dem er später heranwachsen sollte. Es war ein langweiliger Tag im Herbst, nichts deutete auf die Ereignisse hin, die Clara aufschrieb, damit ihrer künftig gedacht werde, und die in der Pfarreikirche San Sebastián geschahen, während der Messe, der Clara mit ihrer ganzen Familie beiwohnte. Die Heiligen waren zum Zeichen der Trauer mit dem dunkelvioletten Stoff verhangen, den die Betschwester alljährlich aus dem Kleiderschrank in der Sakristei hervorholten und entstaubten, und unter den düsteren Tüchern wirkte der himmlische Hofstaat wie wahllos herumstehende Möbel vor einem Umzug, ein kläglicher Eindruck, den auch die Kerzen, der Weihrauch oder die ächzende Orgel nicht wettmachen konnten. Wo sonst die lebensgroßen Heiligen standen, alle mit gleich verklemmten Gesichtszügen, mit ihren Perücken aus Totenhaar, den Rubinen, Perlen und Smaragden aus buntem Glas und den Kleidern vornehmer Florentiner, standen nun unförmige, drohende Gestalten. Der einzige, der durch die Verhüllung gewann, war der heilige Sebastian, der Schutzpatron der Kirche, der den Gläubigen während der Osterwoche den Anblick seiner unanständigen Körperverrenkungen ersparte, denn mit dem halben Dutzend Pfeilen im Leib und den Strömen von Blut und Tränen, die er vergoß, sah er wie ein leidender Homosexueller aus, und seine dank dem Pinsel von Pater

Restrepo wunderbarerweise immer frischen Wunden ließen Clara vor Ekel schauern.

Es war eine lange Woche mit Bußübungen und Gottesdiensten, ohne Kartenspiel, ohne Musik, die zu Wollust oder Vergessen angeregt hätte, man beobachtete nach Möglichkeit die größte Traurigkeit und Keuschheit, obgleich der Stachel des Teufels gerade in diesen Tagen das schwache katholische Fleisch hitziger denn je in Versuchung führte. Es gab Blätterteigpasteten als Fastenspeise, leckere Gemüsesuppen, luftige Tortillas und große, vom Land hereingebrachte Käse, Gerichte, mit denen die Familien der Passion unseres Herrn gedachten, sehr besorgt, auch nicht das kleinste Stückchen Fleisch oder Fisch zu kosten, da sie widrigenfalls mit Exkommunikation bestraft werden würden, wie Pater Restrepo nachdrücklich betonte. Niemand hätte gewagt, ihm nicht zu gehorchen, denn der Priester war mit einem langen Zeigefinger ausgestattet, um damit öffentlich auf die Sünder zu deuten, und besaß eine Zunge, die im Aufrütteln der Gefühle bestens trainiert war.

»Du hast Geld aus der Kollekte gestohlen, du Dieb«, wettete er, von der Kanzel herab auf einen Herrn deutend, der vorgab, mit einem Fussel an seinem Revers beschäftigt zu sein, um nicht aufblicken zu müssen.

»Du, Schamlose, prostituierst dich auf den Molen«, beschuldigte er die von Arthritis verkrümmte Ester Trueba, eine Getreue der heiligen Jungfrau vom Karmel, die erstaunt die Augen aufriß, weil sie die Bedeutung dieses Wortes nicht kannte und nicht einmal wußte, wo die Molen lagen. »Geht in euch, Sünder, faules Aas, die ihr nicht würdig seid des Opfers, das unser Herr auf sich genommen hat. Fastet! Tut Buße!«

Wenn ihn im Eifer der Seelsorge Begeisterung hinriß, mußte sich der Priester Zwang antun, um nicht offen gegen die Anweisungen seiner Oberen zu verstoßen, die im Zuge der neuen Zeiten Büßergürtel und Geißelungen ablehnten. Er selbst war durchaus dafür, der Schwachheiten der Seele mit einer ordentlichen Tracht Prügel Herr zu werden. Er war berühmt für seine hemmungslosen Predigten. Seine Getreuen folgten ihm von Gemeinde zu Gemeinde und schwitzten, wenn er ihnen die Höllenqualen der Sünder schilderte, die ingeniosen Folterwerkzeuge, die

das Fleisch zerfetzten, die ewigen Flammen, die Krallen, die sich in das Glied des Mannes einbohrten, die abscheulichen Schlangen, die in die Leibesöffnungen der Frauen krochen, und viele andere Martern, mit denen er in jeder Predigt Gottesfurcht verbreitete. Selbst den Teufel beschrieb er bis in seine intimsten Anomalien, und das alles mit dem galicischen Akzent des Priesters, dessen Aufgabe auf Erden es war, die Gewissen der trägen Kreolen aufzurütteln.

Severo del Valle war Atheist und Freimaurer, aber da er politischen Ehrgeiz besaß, konnte er sich den Luxus nicht leisten, an Sonntagen und kirchlichen Feiertagen in der meistbesuchten Messe zu fehlen, er mußte sich zeigen. Nívea, seine Frau, verständigte sich lieber ohne Mittelsmänner mit Gott, ihr Mißtrauen gegen die Soutanen reichte tief, die Beschreibungen des Himmels, des Fegefeuers und der Hölle langweilten sie, aber sie unterstützte den parlamentarischen Ehrgeiz ihres Mannes in der Hoffnung, daß, wenn er einen Sitz im Kongreß erhielte, sie das Stimmrecht der Frauen durchsetzen könnte, um das sie seit zehn Jahren kämpfte, ohne daß ihre zahlreichen Schwangerschaften ihren Elan hätten schwächen können. An diesem Gründonnerstag hatte Pater Restrepo die Zuhörer mit seinen apokalyptischen Visionen bis an die Grenze ihrer Widerstandsfähigkeit getrieben, und Nívea fühlte sich schwindlig werden. Sie fragte sich, ob sie wieder schwanger wäre. Trotz der Essigwaschungen und der mit Galle getränkten Schwämme hatte sie fünfzehn Kinder zur Welt gebracht, von denen elf noch am Leben waren, und sie hatte Grund zu der Annahme, daß sie sich allmählich der Reife näherte, denn ihre Tochter Clara, die Jüngste, war zehn Jahre alt. Der Schwung ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit schien endlich nachzulassen. Sie schob ihre Übelkeit auf jene Stelle der Predigt, da der Pater, auf sie deutend, von den Pharisäern gesprochen hatte, die danach trachteten, die unehelichen Kinder zu legitimieren, die standesamtliche Ehe einzuführen und den Frauen die gleiche Stellung wie dem Manne einzuräumen, in offenem Widerspruch gegen das Gesetz Gottes, das in diesem Punkt eindeutig war. Nívea und Severo nahmen mit ihren Kindern die ganze dritte Bank ein. Clara saß neben ihrer Mutter, und diese drückte ihr ungeduldig die Hand,

sooft der Pfarrer sich allzu weitläufig über die Sünden des Fleisches ausließ, denn sie wußte, daß sich ihre kleine Tochter dann Verfehlungen weit jenseits aller Wirklichkeit ausmalte, wie aus den Fragen hervorging, die sie den Erwachsenen stellte und die niemand ihr beantworten konnte. Clara war frühreif und besaß eine überschäumende Phantasie, das Erbteil aller Frauen ihrer Familie mütterlicherseits. Die Hitze in der Kirche hatte zugenommen, der Weihrauch und die dicht gedrängte Menge trugen zu Niveas Schwächeanfall bei. Sie wünschte, der Gottesdienst wäre zu Ende und sie könnte in ihr kühles Haus zurückkehren, sich in den mit Farn bepflanzten Patio setzen und die Mandelmilch trinken, die Nana an Feiertagen zubereitete. Sie blickte auf ihre Kinder: die kleineren waren müde, saßen steif in ihren Sonntagskleidern da, die größeren fingen an, sich abzulenken. Sie ließ ihren Blick auf Rosa ruhen, der ältesten ihrer lebenden Töchter, und war wie immer überwältigt. Ihre sonderbare Schönheit hatte etwas so Berückendes, daß nicht einmal sie sich ihr entziehen konnte, sie schien aus einem anderen Stoff gemacht zu sein als das Menschengeschlecht. Noch ehe sie geboren wurde, wußte Nivea, daß sie nicht von dieser Welt war, denn sie hatte sie in Träumen gesehen und war deshalb nicht überrascht, als die Hebamme bei ihrem Anblick aufschrie. Rosa war bei ihrer Geburt weiß, glatt und faltenlos wie eine Porzellanpuppe, mit grünem Haar und gelben Augen, das schönste Geschöpf, das seit dem Sündenfall auf Erden geboren wurde, wie die Hebamme, sich bekreuzigend, sagte. Nach dem ersten Bad wusch ihr die Nana das Haar mit Kamillentee, wodurch die Farbe weicher wurde, eine Schattierung wie Bronze bekam, und sie legte sie nackt in die Sonne, damit sich ihre Haut kräftigte, die an den zartesten Stellen am Bauch und in den Achselhöhlen so durchscheinend war, daß man die Adern und das geheimnisvolle Gewebe der Muskeln sehen konnte. Doch richteten diese Zigeunertricks nicht viel aus, und bald lief das Gerücht um, ein Engel sei ihnen geboren worden. Nivea hoffte, die undankbaren Perioden des Wachstums würden ihrer Tochter ein paar Unvollkommenheiten verleihen, aber nichts dergleichen geschah, im Gegenteil, Rosa wurde auch mit achtzehn nicht dick und bekam keine Pickel, vielmehr nahm ihre

Anmut noch zu. Ihre leicht bläulich schimmernde Haut und der Farbton ihres Haars, die Langsamkeit ihrer Bewegungen und ihr stiller Charakter erinnerten an einen Wasserbewohner. Sie hatte etwas von einem Fisch, und hätte sie einen Schuppenschwanz gehabt, wäre sie eindeutig eine Sirene gewesen, doch ihre zwei Beine stellten sie auf eine nicht genau definierbare Grenze zwischen menschlichem Geschöpf und mythologischem Wesen. Trotz allem war das Leben des jungen Mädchens fast normal verlaufen, sie hatte einen Bräutigam, eines Tages würde sie heiraten, und die Verantwortung für ihre Schönheit würde in andere Hände übergehen. Rosa senkte den Kopf, ein Sonnenstrahl, der durch die gotischen Kirchenfenster sickerte, legte einen Heiligenschein um ihr Profil. Einige Leute drehten sich nach ihr um und tuschelten, aber das geschah auch sonst oft, wenn sie vorüberging. Sie schien es nicht zu bemerken, sie war immun gegen die Eitelkeit, und an diesem Tag beachtete sie ihre Umwelt noch weniger als sonst, weil sie sich neue Tiere ausdachte, die sie auf ihre Tischdecke sticken wollte, halb Vögel, halb Säugetiere, mit schillernden Federn, Hörnern und Klauen, dick und mit so kurzen Flügeln, daß sie die Gesetze der Biologie und der Aerodynamik herausforderten. An ihren Bräutigam, Esteban Trueba, dachte sie selten, nicht aus Lieblosigkeit, sondern ihrer natürlichen Vergeßlichkeit wegen und weil zwei Jahre eine lange Abwesenheit sind. Er arbeitete in den Minen im Norden. Er schrieb ihr regelmäßig, und Rosa antwortete ihm ab und zu mit abgeschriebenen Versen oder mit Blumen, in Tusche auf Pergament gezeichnet. Dank dieser von Nívea sorgfältig kontrollierten Korrespondenz lernte sie das Auf und Ab im wechselvollen Schicksal eines Bergmanns kennen, die ständige Bedrohung durch den Einsturz eines Stollens, die Jagd nach eigenwilligen Erzadern, die Bitte um die Gewährung von Krediten auf künftigen Reichtum, das Vertrauen auf eine wunderbare Goldader, durch die er rasch zu Geld kommen würde und heimkehren könnte, um Rosa an seinem Arm zum Traualtar zu führen und damit, wie er am Ende jedes Briefes versicherte, der glücklichste Mensch auf dieser Welt zu werden. Doch Rosa hatte mit dem Heiraten keine Eile. Sie hatte den einzigen, beim Abschied gewechselten Kuß schon

beinahe vergessen, auch an die Augenfarbe dieses hartnäckigen Bräutigams erinnerte sie sich kaum mehr. Da romantische Romane ihre einzige Lektüre waren, stellte sie sich ihn gern vor, wie er in hohen Stiefeln, die Haut von den Wüstenwinden gegerbt, die Erde nach Seeräuberschätzen, spanischen Dublonen und inkaischen Juwelen durchwühlte, und es war zwecklos, daß Nívea ihr klarzumachen versuchte, der Reichtum einer Mine liege im Gestein, denn Rosa hielt es für ausgeschlossen, daß Esteban Trueba tonnenweise Steine sammelte, in der Hoffnung, sie würden nach unheimlichen Verbrennungsprozessen ein Gramm Gold ausspucken. Inzwischen wartete sie auf ihn, ohne sich zu langweilen, unbeirrbar vertieft in die selbstauferlegte Aufgabe, die größte Tischdecke der Welt zu sticken. Mit Hunden, Katzen, Schmetterlingen hatte sie angefangen, aber bald bemächtigte sich die Phantasie ihrer Handarbeit, und unter den besorgten Blicken ihres Vaters entsprang ihrer Nadel ein Paradies unmöglicher Tiere. Severo meinte, es sei an der Zeit, daß seine Tochter ihre Trägheit abschüttele und die Füße auf den Boden stelle, sie solle den Haushalt lernen und sich auf die Ehe vorbereiten, aber Nívea teilte diese Sorge nicht. Sie zog es vor, ihre Tochter nicht mit derart irdischen Aufgaben zu quälen, ahnte sie doch, daß Rosa ein Himmelswesen und nicht dazu geschaffen war, es lange im ordinären Getriebe dieser Welt auszuhalten. Deshalb ließ sie sie in Frieden bei ihrem Stickgarn und erhob keinen Einspruch gegen den alptraumhaften Tiergarten.

Eine Stange brach in Níveas Korsett, die Spitze bohrte sich ihr in die Rippen. Sie erstickte fast in ihrem blauen Seidenkleid mit dem hohen Spitzenkragen, den engen Ärmeln und der Taille, die so fest geschnürt war, daß ihr, wenn die Bänder gelöst wurden, eine halbe Stunde lang der Bauch weh tat, bis die Därme wieder in ihre normale Stellung zurückfanden. Sie hatte oft mit ihren Freundinnen, den Frauenrechtlerinnen, darüber diskutiert, und jedesmal waren sie zu dem Schluß gekommen, daß es gleichgültig war, ob die Frauen Medizin studieren oder das Stimmrecht ausüben durften, denn solange sie nicht ihre Röcke und ihre Haare abschnitten, würden sie doch nicht den Mut

aufbringen, es zu tun, aber auch sie hatte nicht den Schneid, als erste der Mode abzuschwören. Sie stellte fest, daß die galicische Stimme nicht mehr auf ihr Gehirn einhämmerte, sondern innehielt in einer jener ausgedehnten Pausen, die der Priester in genauer Kenntnis der Wirksamkeit eines ungemütlichen Schweigens häufig einlegte. Das waren die Augenblicke, in denen seine glühenden Augen die Gemeindemitglieder eins ums andere musterten. Nívea löste ihre Hand aus der ihrer Tochter Clara und zog ein Taschentuch aus ihrem Ärmel, um sich einen Tropfen Schweiß abzuwischen, der ihr über den Hals lief. Die Stille verdichtete sich, in der Kirche schien die Zeit stillzustehen, aber niemand hätte zu husten oder die Stellung zu verändern gewagt, um nicht Pater Restrepos Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dessen letzte Worte noch zwischen den Säulen nachzitterten.

Und in diesem Augenblick, erinnerte sich Nívea Jahre später, inmitten der Bangigkeit und der Stille, erklang mit aller Deutlichkeit die Stimme ihrer kleinen Clara.

»Pst, Pater Restrepo! Wenn die Geschichte mit der Hölle aber nur geschwindelt ist? Dann sind wir alle angeschmiert.«

Der Zeigefinger des Jesuiten, der schon in die Luft emporgereckt war, um neue Martern anzukündigen, blieb wie ein Blitzableiter über seinem Kopf stehen. Die Leute hielten den Atem an, wer eingenickt war, wachte wieder auf. Die Ehegatten del Valle, die panischen Schrecken in sich aufsteigen fühlten und sahen, wie ihre Kinder nervös auf den Bänken herumrutschten, reagierten als erste. Severo begriff, daß er handeln mußte, ehe ein allgemeines Gelächter ausbrach oder eine himmlische Katastrophe über sie hereinbrach. Er packte seine Frau am Arm und Clara am Kragen und verließ, beide hinter sich herziehend, mit großen Schritten die Kirche, gefolgt von seinen übrigen Kindern, die im Trupp zur Tür rannten. Es gelang ihnen hinauszukommen, ehe der Priester den Blitz auf sie herabbeschwor, der sie in Salzsäulen verwandeln würde, aber auf der Schwelle vernahmten sie seine Stimme, schrecklich wie die eines beleidigten Erzengels.

»Besessene! Hochmütige Besessene!«

Die Worte Pater Restrepos gruben sich der Familie wie eine schlimme Diagnose ins Gedächtnis, und in den folgenden Jahren sollte sie mehr als einmal Gelegenheit haben, sich ihrer zu erinnern. Die einzige, die nicht mehr an sie dachte, war Clara. Sie schrieb sie in ihr Tagebuch und vergaß sie dann. Ihren Eltern hingegen gingen die Worte nicht aus dem Kopf, obwohl beide meinten, Besessenheit und Hochmut seien für ein so kleines Mädchen doch allzu große Sünden. Sie fürchteten die bösen Zungen der Leute und Pater Restrepos Fanatismus. Bis zu jenem Tage hatten sie den Extravaganzen ihrer jüngsten Tochter keinen Namen gegeben, sie auch nicht mit Teufelswerk in Verbindung gebracht; sie nahmen sie hin als eine Besonderheit der Kleinen, wie das Hinken von Luís oder die Schönheit von Rosa. Claras Geisteskräfte störten niemanden und richteten keinen Schaden an, sie äußerten sich fast ausschließlich bei unwichtigen Anlässen und immer im Kreis der Familie. Manchmal, am Mittag, wenn alle im großen Eßzimmer, streng nach Rang und Würden geordnet, um den Tisch versammelt waren, begann das Salzfaß zu vibrieren und plötzlich zwischen Tellern und Gläsern über den Tisch zu wandern, ohne daß irgendeine bekannte Energiequelle oder ein Illusionistentrick im Spiel gewesen wäre. Nívea zog Clara einmal kräftig an den Zöpfen und erreichte damit, daß ihre Tochter die mondsüchtige Zerstreutheit auf- und dem Salzfaß die Normalität wiedergab, das sogleich in seine Bewegungslosigkeit zurückfand. Die Geschwister hatten sich dahingehend abgesprochen, daß, wenn ein Gast zugegen war, der Clara zunächst Sitzende mit raschem Zugriff festhielt, was sich etwa auf dem Tisch bewegte, ehe die Außenstehenden es bemerkten und darüber erschranken. Die Familie aß kommentarlos weiter. Auch an die Voraussagen der kleinen Schwester hatten sie sich gewöhnt. Sie kündigte Erdbeben einige Zeit im voraus an, was in diesem Land der vielen Katastrophen recht praktisch war, weil man Zeit hatte, das Porzellan in Sicherheit zu bringen und die Pantoffeln in Reichweite zu legen, um nachts Hals über Kopf aus dem Haus zu rennen. Mit sechs Jahren sagte Clara voraus, daß Luís vom Pferd stürzen werde, doch der wollte nicht auf sie hören und hatte seitdem eine verrenkte Hüfte. Sein linkes Bein wurde mit der Zeit kürzer, er mußte

einen Spezienschuh mit überhoher Sohle tragen, den er sich selbst schusterte. Diesmal hatte sich Nívea Sorgen gemacht, aber die Nana beruhigte sie: es gäbe viele Kinder, sagte sie, die wie Mücken fliegen könnten, die Träume deuteten und mit Geistern sprächen, das alles verginge, wenn sie die Unschuld verlören.

»In diesem Zustand wird keines erwachsen«, erklärte sie. »Warten Sie nur, bis sie soweit ist, und Sie werden sehen, daß ihr die Manie, Möbel zu verrücken und Unglücke anzukündigen, vergehen wird.«

Clara war der Liebling der Nana. Die Nana hatte ihr geholfen, auf die Welt zu kommen, und sie war die einzige, die die sonderbare Art des Kindes wirklich verstand. Als Clara aus dem Bauch ihrer Mutter kam, wiegte die Nana sie und wusch sie, und seit damals hegte sie eine hoffnungslose Liebe zu diesem zerbrechlichen Geschöpf mit seinen phlegmatischen Lungen, das alle Augenblicke keine Luft mehr bekam und blau zu werden begann, so daß sie es mit der Wärme ihrer großen Brüste wiederbeleben mußte, denn dies war, wie sie wußte, das einzige Mittel gegen das Asthma und viel wirksamer als die schnapshaltigen Hustensäfte des Doktor Cuevas.

An jenem Gründonnerstag ging Severo, besorgt über das Ärgernis, das seine Tochter während der Messe gegeben hatte, im Wohnzimmer auf und ab. Er kam zu dem Schluß, daß nur ein Fanatiker wie Pater Restrepo mitten im zwanzigsten Jahrhundert, diesem Jahrhundert der Aufklärung, der Wissenschaft und der Technik, in dem der Teufel sein Ansehen endgültig eingebüßt hatte, immer noch glauben konnte, es gebe Menschen, die vom Teufel besessen seien. Nívea unterbrach ihn. Nicht das sei der springende Punkt, sagte sie. Das Schlimme sei, daß, wenn ihre Tochter ihre Heldentaten erst einmal außer Hause vollbringe und der Pfarrer anfinge, der Sache auf den Grund zu gehen, alle Welt davon erfahre.

»Die Leute werden kommen und sie angaffen, als ob sie ein Ungeheuer wäre«, sagte sie.

»Und die Liberale Partei geht den Bach hinunter«, fügte Severo hinzu, der begriff, wie sehr es seiner politischen Karriere schaden konnte, eine

Behexte in seiner Familie zu haben.

Soweit waren sie, als im Knistern ihrer gestärkten Unterröcke, auf schlappenden Pantoffeln die Nana kam und verkündete, im Patio seien ein paar Männer dabei, einen Toten abzuladen. So war es. In einem vierspännigen Wagen, so groß, daß er den ganzen ersten Hof ausfüllte, hatten sie, rücksichtslos die Kamelien zertrampelnd und das glänzende Pflaster mit Roßäpfeln verunzierend, unter Staubwirbeln, Pferdegestampf und den Flüchen der Männer, die Zeichen gegen den bösen Blick machten, ihren Einzug gehalten. Sie brachten die Leiche von Onkel Marcos und sein ganzes Gepäck. Ein kleines Männlein im schwarzen Gehrock, einen zu großen Hut auf dem Kopf, setzte gerade salbungsvoll zu einer feierlichen Rede an, um die Umstände des Todesfalls zu erklären, als er jäh von Nívea unterbrochen wurde, die sich auf den staubigen Sarg mit den sterblichen Überresten ihres Bruders warf und rief, sie sollten den Sarg öffnen, sie wolle den Toten mit eigenen Augen sehen. Denn da sie ihn bei einer früheren Gelegenheit schon einmal hatte beerdigen müssen, hoffte sie, daß sein Tod auch diesmal nicht endgültig wäre. Ihr Geschrei rief die gesamte Dienerschaft aus dem Haus, und alle Kinder liefen zusammen, als ihnen der Name ihres Onkels im Totenklageton in den Ohren schallte.

Clara hatte ihren Onkel seit Jahren nicht mehr gesehen, aber sie erinnerte sich seiner genau. Es war das einzige vollkommen klare Bild aus ihrer Kindheit, und um es sich ins Gedächtnis zu rufen, hatte sie es nicht nötig, sich erst die Daguerreotypie im Salon anzusehen, auf der er im Kostüm eines Forschungsreisenden dastand, auf eine altmodische Doppelflinte gestützt, den rechten Fuß auf dem Hals eines malaiischen Tigers, in der gleichen Siegerpose, war ihr aufgefallen, wie die Muttergottes am Hauptaltar, die zwischen Gipswolken und bleichen Engeln den Fuß auf den besiegten Teufel setzte. Clara brauchte nur die Augen zu schließen, um ihren Onkel leibhaftig vor sich zu sehen, braungebrannt von den Unbilden aller Klimate der Erde, mager, mit einem Seeräuberschnauzbart, unter dem sein seltsames Haifischzahnlächeln hervorsah. Es konnte nicht sein, daß er in dieser schwarzen Kiste im Hof lag.

Bei jedem Besuch, den Marcos im Haus seiner Schwester Nívea machte, blieb er mehrere Monate lang, was bei seinen Nichten und Neffen, besonders bei Clara, Entzücken und im Haus einen Wirbelsturm hervorrief, in dem jegliche Ordnung Schiffbruch erlitt. Das Haus füllte sich mit Überseekoffern, einbalsamierten Tieren, Indianerlanzen, Seesäcken. Überall stolperte man über seinen exotischen Plunder, kam nie gesehenes Getier zum Vorschein, das die Reise aus fernsten Erdteilen nur überstanden hatte, um plattgedrückt unter dem unerbittlichen Besen der Nana zu enden, in welchem Winkel es versteckt sein mochte. Onkel Marcos benehme sich wie der reinste Kannibale, pflegte Severo zu sagen. Nächtelang vollführte er im Wohnzimmer unbegreifliche Bewegungen, Übungen, erfuhr man später, die dazu dienen sollten, die geistige Kontrolle über den Körper zu vervollkommen und die Verdauung anzuregen. In der Küche unternahm er alchemistische Experimente, die das ganze Haus mit stinkenden Dunstwolken füllten und die Töpfe ruinierten, auf deren Boden sich feste, nicht mehr zu entfernende Substanzen bildeten. Während die anderen zu schlafen versuchten, schleifte er seine Koffer durch die Gänge, erzeugte auf Musikinstrumenten von Eingeborenen schrille Pfeiftöne und brachte einem Papagei aus dem Amazonasgebiet Spanisch bei. Tagsüber schlief er in einer auf dem Gang zwischen zwei Säulen ausgespannten Hängematte, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, der Severo in übelste Laune versetzte, den Nívea aber entschuldigte, weil Marcos sie davon überzeugt hatte, daß so der Nazarener gepredigt hätte. Obwohl Clara damals noch klein war, erinnerte sie sich an das erste Mal, als Onkel Marcos von einer Reise zurückgekehrt war. Er richtete sich ein, als wollte er für immer bleiben. Aber bald wurde es ihm langweilig, bei den Kränzchen der unverheirateten Töchter klavierspielender Hausherrinnen zu erscheinen, Karten zu spielen und das Drängen seiner sämtlichen Verwandten abzuwehren, er solle endlich Vernunft annehmen und als Assistent im Rechtsanwaltsbüro Severo del Valles arbeiten. Er kaufte sich eine Drehorgel und zog mit ihr durch die Straßen, in der Absicht, seine Cousine Antonieta zu verführen und nebenbei das Publikum mit seiner Leierkastenmusik zu erfreuen. Der

Apparat war nur eine verrottete Kiste auf Rädern, aber er bemalte sie mit Motiven aus der Seefahrt und setzte ihr einen falschen Dampferschornstein auf, so daß sie wie ein Küchenherd aussah. Die Drehorgel spielte abwechselnd einen Militärmarsch und einen Walzer, und während Marcos kurbelte und kurbelte, rief der Papagei, der Spanisch sprechen gelernt hatte, seinen ausländischen Akzent aber behielt, mit durchdringendem Geschrei die Neugierigen zusammen. Außerdem zog er mit dem Schnabel aus einer Schachtel Zettelchen, die jeder kaufen konnte, der Auskunft über sein künftiges Schicksal wünschte. Die rosaroten, grünen und blauen Botschaften waren so klug abgefaßt, daß sie immer die geheimsten Wünsche der Kunden trafen. Außer den Schicksalslosen verkaufte Marcos auch Sägemehlkugeln als Kinderspielzeug und Pülverchen gegen Impotenz, über die er halblaut mit den von diesem Übel heimgesuchten Passanten verhandelte. Die Idee mit der Drehorgel war sein letzter, verzweifelter Versuch, die Cousine Antonieta zu erweichen, nachdem ihm andere, konventionellere Formen der Werbung fehlgeschlagen waren. Keine Frau mit gesundem Menschenverstand, dachte er, könnte einer Drehorgel gegenüber gleichgültig bleiben, und so schritt er denn zur Tat. Eines Abends stellte er sich unter ihr Fenster, als sie gerade mit ein paar Freundinnen Tee trank, und spielte seinen Militärmarsch und seinen Walzer. Antonieta tat, als ginge sie das nichts an. Erst als der Papagei schnarrend ihren Namen zu rufen begann, sah sie aus dem Fenster. Ihre Reaktion war nicht die von ihrem Galan erhoffte. Ihre Freundinnen sorgten dafür, daß sich die Neuigkeit in allen Salons der Stadt verbreitete, und am nächsten Tag spazierten alle Leute durch die Innenstadt, in der Hoffnung, mit eigenen Augen den Schwager Severo del Valles mit einem zerrupften Papagei auf der Schulter Drehorgel spielen und den Kindern Sägemehlkugeln verkaufen zu sehen, aus schierer Freude an der Feststellung, daß es selbst in den besten Familien Grund gab, sich zu schämen. Angesichts seiner empörten Familie mußte Marcos seine Drehorgel aufgeben und sich weniger ausgefallene Methoden ausdenken, um die Zuneigung seiner Cousine zu gewinnen. Er gab die Belagerung nicht auf, hatte zuletzt aber doch keinen Erfolg, denn das junge Mädchen

heiratete von einem Tag auf den andern einen zwanzig Jahre älteren Diplomaten und zog mit ihm in ein tropisches Land, dessen Namen niemand behalten konnte, der aber nach schwarzen Völkern und Palmen klang, um dort die Erinnerung an diesen Bewerber zu verwinden, der mit seinem Militärmarsch und seinem Walzer ihre siebzehn Jahre ruiniert hatte. Marcos fiel für zwei oder drei Tage in Trübsinn, dann erklärte er, daß er niemals heiraten werde, er werde eine Reise um die Welt antreten. Er verkaufte die Drehorgel einem Blinden, und den Papagei vererbte er Clara, aber die Nana vergiftete ihn heimlich mit einer Überdosis Lebertran, weil sie seinen lüsternen Blick, seine Läuse und das Gekreisch, mit dem er Glückslose, Sägemehlkugeln und Pülverchen gegen Impotenz anpries, nicht länger ertragen konnte.

Diese war Marcos' längste Reise gewesen. Er kehrte mit einer Fracht riesiger Kisten zurück, die im hintersten Patio zwischen dem Hühnerstall und der Holzlege gestapelt wurden, bis der Winter vorbei war. Sobald das Frühjahr anbrach, ließ er sie in den Parque de los Desfiles fahren, ein großes freies Gelände, auf dem sich am Nationalfeiertag die Leute versammelten, um das Militär vorüberziehen zu sehen, im Stechschritt, den es von den Preußen übernommen hatte. Als die Kisten geöffnet wurden, sah man, daß sie Einzelteile aus Holz, Metall und gefärbter Leinwand enthielten. Zwei Wochen lang war Marcos damit beschäftigt, nach den englisch geschriebenen Anweisungen eines Handbuchs, die er mit seiner unbesiegbaren Phantasie und mit Hilfe eines Lexikons enträselte, die Teile zusammenzusetzen. Das fertige Werk erwies sich als ein Vogel von prähistorischen Ausmaßen, mit dem vorn aufgemalten Kopf eines wütenden Adlers, beweglichen Flügeln und einem Propeller auf dem Rücken. Es war aufregend. Die Familien der Oligarchie vergaßen die Drehorgel, Marcos wurde die Novität der Saison. Sonntags machten die Leute lange Spaziergänge, um den Vogel zu besichtigen, ambulante Verkäufer und Photographen hatten Hochkonjunktur. Doch bald erlahmte das Interesse des Publikums. Da kündigte Marcos an, sobald das Wetter aufklare, werde er in diesem Vogel aufsteigen und mit ihm die Kordilleren überqueren. Die Nachricht verbreitete sich binnen Stunden und wurde zur

meistkommentierten Sensation des Jahres. Die Maschine, die mit dem Bauch auf festem Land lag, glich mehr einer verwundeten Ente als einem jener modernen Fluggeräte, die seit neuestem in Nordamerika hergestellt wurden. Nichts an ihrer äußeren Erscheinung ließ vermuten, daß sie sich von der Stelle bewegen, und erst recht nicht, daß sie sich in schwindelnde Höhen aufschwingen und die beschneiten Gipfel der Anden überfliegen würde. Unbewegt lächelnd ließ Marcos eine Lawine von Fragen über sich ergehen und posierte für die Photographen, ohne irgendeine technische oder wissenschaftliche Erklärung darüber abzugeben, auf welche Weise er sein Unternehmen durchführen wolle. Sogar aus der Provinz waren Leute angereist, um das Schauspiel zu sehen. Vierzig Jahre später grub sein Großneffe Nicolas, den Marcos nicht mehr kennenlernte, den Trieb zum Fliegen, der allen seinen Stammesangehörigen innewohnte, wieder aus. Sein Gedanke war es, die Fliegerei zu kommerziellen Zwecken zu nutzen, und so bastelte er eine überdimensionale, mit warmer Luft gefüllte Wurst, auf der ein Werbeslogan für ein Mineralwasser stand. Aber damals, als Marcos seinen Flug ankündigte, glaubte noch niemand, daß diese Erfindung von irgendeinem Nutzen sein könnte. Der für den Start festgesetzte Tag brach wolkenverhangen an, aber die Erwartung der Leute war so groß, daß Marcos den Flug nicht verschieben wollte. Pünktlich erschien er auf dem Paradefeld und schenkte dem Himmel, der sich mit finsternen Wolken bezog, keinen Blick. Die staunende Menge stand in allen angrenzenden Straßen, sah von den Dächern und Balkonen nahegelegener Häuser herab und drängte sich auf dem freien Gelände. Keine politische Kundgebung hatte je so viele Menschen versammeln können, bis ein halbes Jahrhundert später der erste marxistische Politiker mit vollkommen demokratischen Mitteln die Präsidentschaft anstrebte. Clara sollte sich ihr Leben lang an diesen Festtag erinnern. Dem kalendarischen Beginn der Jahreszeit voraus, waren die Leute frühlingsmäßig gekleidet, die Männer kamen in weißem Leinen, die Damen erschienen mit den italienischen Strohschirmen, die in diesem Jahr Mode waren. Mit ihren Lehrern kamen Gruppen von Schülern anmarschiert und überbrachten dem Helden Blumen. Als Marcos sie entgegennahm, meinte er scherzend, sie sollten

lieber warten, bis er abgestürzt sei, und sie zu seiner Beerdigung mitbringen. Ohne daß ihn jemand darum gebeten hatte, erschien der Bischof höchstpersönlich mit zwei Rauchfaßträgern, um den Vogel zu segnen, und der Gesangverein der Gendarmerie sang lustige, anspruchslose Lieder im Volksgeschmack. Die Polizei, beritten und lanzenbewehrt, hatte Mühe, die Menge von der Mitte des Platzes fernzuhalten. Dort stand Marcos im Monteuranzug, vor den Augen eine große Rennfahrerbrille, in seiner Pose als Forschungsreisender. Für den Flug hatte er außerdem einen Kompaß, ein Fernrohr und ein paar seltsame Luftschiffahrtskarten, die er nach den Theorien Leonardo da Vincis und der Landeskenntnis der Inkas selbst gezeichnet hatte. Wider jede Logik erhob sich der Vogel beim zweiten Versuch unter dem Ächzen seines Gerippes und dem Dröhnen seines Motors ohne Zwischenfälle, sogar mit einer gewissen Eleganz. Flügelschlagend stieg er auf und verlor sich zwischen den Wolken, verabschiedet von lärmendem Beifallsklatschen, Pfiffen, geschwenkten Taschentüchern und Fahnen, dem musikalischen Tusch des Gesangvereins und Weihwasserspritzern. Auf der Erde zurück blieben die Kommentare der staunenden Menge und die Erörterungen erfahrenerer Männer, die dem Wunder eine vernünftige Erklärung zu geben versuchten. Clara blickte noch lange, nachdem ihr Onkel unsichtbar geworden war, in den Himmel. Zehn Minuten später glaubte sie ihn wieder zu sehen, aber es war nur eine wandernde Möwe. Drei Tage später war die Euphorie über den ersten Flug im Aeroplan verraucht, und niemand dachte mehr an die Episode, außer Clara, die unermüdlich in die Höhe spähte.

Da man nach einer Woche noch immer ohne jede Nachricht von dem fliegenden Onkel war, nahm man an, er sei so hoch geflogen, daß er sich im Sternenraum verirrt habe, und die Unwissenden verstiegen sich zu der Vermutung, er werde auf dem Mond landen. Mit einer Mischung aus Traurigkeit und Erleichterung kam Severo zu dem Schluß, sein Schwager sei mit seiner Maschine in eine Spalte der Kordilleren gestürzt, wo man ihn nie mehr finden würde. Nívea weinte trostlos und zündete dem für verlorene Gegenstände zuständigen heiligen Antonius ein paar Kerzen an.

Der Idee, Messen lesen zu lassen, widersetzte sich Severo, weil er nicht glaubte, daß man sich durch dieses Mittel den Himmel verdienen, und noch weniger, daß man dadurch auf die Erde zurückkehren könne. Messen und Gelübde, wie auch der Ablass und der Handel mit Heiligenbildchen und Skapulieren, seien ein unehrliches Geschäft, behauptete er, so daß Nivea und die Nana alle Kinder neun Tage lang den Rosenkranz heimlich beten ließen. – Inzwischen suchten Gruppen freiwilliger Andinisten Gipfel und Schluchten der Kordilleren nach ihm ab, begingen einen um den andern alle begehbaren Pfade, bis sie endlich triumphierend zurückkamen und der Familie die sterblichen Überreste in einem bescheidenen versiegelten Sarg übergaben. In einer grandiosen Trauerfeier wurde der kühne Flieger zu Grabe getragen. Durch seinen Tod war er zum Heros geworden, und tagelang stand sein Name in den Schlagzeilen der Zeitungen. Die gleiche Menge, die zusammengelaufen war an dem Tag, da der Vogel sich in die Lüfte erhob, zog nun an seinem Sarg vorüber. Die ganze Familie del Valle beweinte ihn, wie er es verdiente, ausgenommen Clara, die weiterhin mit Astronomengeduld forschend in den Himmel blickte. Eine Woche nach der Beerdigung stand Onkel Marcos leibhaftig, ein lustiges Lächeln unter seinem Seeräuberschnauzbart, auf der Schwelle des Hauses. Er selbst räumte ein, daß er nur dank der heimlichen Rosenkränze der Frauen und der Kinder am Leben und im Besitz aller seiner Fähigkeiten sei, einschließlich der guten Laune. Trotz des erhabenen Ursprungs seiner aeronautischen Karten war der Flug mißlungen. Das Flugzeug war zu Bruch gegangen, und er selbst hatte zu Fuß zurückgehen müssen, aber alle seine Knochen waren heil und sein Abenteurergeist ungebrochen. Das festigte die Verehrung des heiligen Antonius in der Familie und wurde selbst späteren Generationen, die ihrerseits mit diversen Mitteln zu fliegen versuchten, nicht zum Gespött. Vor dem Gesetz allerdings war Marcos ein Toter. Severo del Valle mußte alle seine juristischen Kenntnisse aufbieten, um seinem Schwager das Leben und den Stand eines Staatsbürgers zurückzuholen. Als der Sarg von den zuständigen Amtspersonen geöffnet wurde, zeigte sich, daß ein Sack Sand darin beerdigt worden war. Das befleckte den bis dahin makellosen

Ruf der freiwilligen Andinisten, die seit jenem Tag für kaum mehr als Gauner galten.

Marcos' heroische Auferstehung brachte die Geschichte mit der Drehorgel bei jedermann in Vergessenheit. Er wurde abermals in sämtliche Salons der Stadt eingeladen, sein Name stand hoch im Kurs, wenigstens eine Zeitlang. Marcos verbrachte noch ein paar Monate im Haus seiner Schwester. Eines Nachts verließ er es, ohne sich von irgend jemandem zu verabschieden und unter Zurücklassung seiner Koffer, Bücher, Stiefel und allen übrigen Krams. Severo und Nívea atmeten auf, sein letzter Besuch hatte zu lange gedauert. Aber Clara nahm es sich so zu Herzen, daß sie eine Woche lang daumenlutschend wie eine Schlafwandlerin herumging. Das Kind, damals siebenjährig, hatte in den Geschichtenbüchern des Onkels Marcos lesen gelernt und stand ihm aufgrund seiner hellseherischen Fähigkeiten näher als jedes andere Familienmitglied. Marcos behauptete, die seltene Kraft seiner Nichte könnte zu einer Einnahmequelle werden und böte überdies eine gute Gelegenheit, die eigene Sehergabe weiterzuentwickeln. Seiner Theorie nach war die Anlage dazu in allen Menschen vorhanden, ganz besonders in seiner Familie, und wenn sie sich nicht wirksamer äußere, sei das nur auf mangelndes Training zurückzuführen. Auf dem Persischen Markt kaufte er eine Glaskugel, von der er behauptete, sie stamme aus dem Orient und besitze magische Kräfte, aber später kam heraus, daß es nur der Schwimmer eines Fischerbootes war. Er stellte sie auf ein Stück schwarzen Samt und kündigte an, er werde das Schicksal voraussagen, vom bösen Blick heilen, in der Vergangenheit lesen und die Qualität der Träume verbessern, alles zusammen für fünf Centavos. Seine ersten Kunden waren Dienstmädchen aus der Nachbarschaft. Eine von ihnen war beschuldigt worden, gestohlen zu haben, weil ihre Herrin einen Ring verloren hatte. Die Glaskugel zeigte den Ort an, wo er sich befand: er war unter einen Kleiderschrank gerollt. Am nächsten Tag standen die Leute vor der Haustür Schlange. Die Kutscher, die Händler, die Milch- und die Wasserträger kamen, später erschienen diskret einige Angestellte der Stadtverwaltung und ein paar vornehme Damen, die sich vorsichtig an der

Wand entlangschlichen, um nicht erkannt zu werden. Die Nana empfing die Kunden, plazierte sie auf die Stühle im Vestibül und kassierte die Honorare. Sie war damit fast den ganzen Tag so in Anspruch genommen, daß sie ihre Arbeit in der Küche vernachlässigte und die Familie sich zu beschweren begann, weil es zum Abendessen nur noch trockene Bohnen und Quittenkonfitüre gab. Marcos dekorierte die Remise mit verschlissenen Vorhängen, die früher im Salon gehangen hatten und im Lauf der Zeit zu staubigen Fetzen geworden waren. Dort empfing er mit Clara das Publikum. Die zwei Wahrsager trugen Gewänder »in der Farbe der Lichtmenschen«, wie Marcos das Gelb bezeichnete. Die Nana hatte sie im Süßspeisentopf mit Schwefelpulversud gelb gefärbt. Dazu trug Marcos einen kunstvoll um den Kopf geschlungenen Turban und am Hals ein ägyptisches Amulett. Er hatte sich den Bart und das Haupthaar wachsen lassen und war magerer denn je. Er und Clara wirkten vollkommen überzeugend, um so mehr, als die Kleine die Glaskugel gar nicht anzusehen brauchte, um zu wissen, was jeder hören wollte. Sie flüsterte dem Onkel die Botschaft ins Ohr, und dieser gab sie samt den ihm passend erscheinenden improvisierten Ratschlägen an die Kunden weiter. So verbreitete sich sein Ruf, denn wer das Beratungszimmer niedergeschlagen und traurig betrat, verließ es hoffnungsfroh, wer an unerwiderter Liebe litt, erfuhr, wie er das ungerührte Herz erweichen konnte, und die Armen nahmen unfehlbare Tricks für die Wetten bei Hunderennen mit nach Hause. Das Geschäft florierte so prächtig, daß das Vestibül ständig voll von Leuten war und die Nana vom vielen Stehen Schwindelanfälle bekam. Diesmal mußte Severo nicht eingreifen, um der unternehmerischen Initiative seines Schwagers Einhalt zu gebieten. Als sich die zwei Wahrsager darüber klar wurden, daß sie mit ihren Erfolgsrezepten Schicksale verändern konnten, weil die Kunden ihre Reden wörtlich nahmen, bekamen sie es mit der Angst zu tun und fanden, daß dies ein betrügerisches Geschäft sei. Sie gaben das Remisenorakel auf und teilten den Gewinn redlich, obgleich eigentlich nur die Nana an der materiellen Seite des Geschäfts interessiert war.

Clara war von allen Geschwistern del Valle diejenige, die sich die Geschichten des Onkels am ausdauerndsten und aufmerksamsten anhörte. Sie konnte sie alle nacherzählen, sie merkte sich eine Reihe von Dialektwörtern ausländischer Indios, sie wußte über deren Lebensgewohnheiten Bescheid und konnte ebensogut die Methoden beschreiben, mit denen sie sich kleine Holzpflocke in Lippen und Ohrläppchen trieben, wie ihre Initiationsriten, sie kannte die Namen giftiger Schlangen samt den wirksamen Gegengiften. Ihr Onkel erzählte so gut, daß das kleine Mädchen den brennenden Biß einer Viper im eigenen Fleisch spürte, sie sah das Reptil zwischen den Beinen der Jacaranda-Konsole über den Teppich kriechen, sie hörte die Schreie der Affen in den Vorhängen des Salons. Ohne zu stocken, berichtete sie, welchen Weg Lope de Aguirre bei seiner Suche nach El Dorado genommen habe, wiederholte die unaussprechlichen Namen der Flora und Fauna, die der wunderbare Onkel gesehen oder erfunden hatte, sie wußte, daß Lamas ihren Tee gesalzen und mit Yakfett trinken, und konnte in allen Einzelheiten üppige Polynesierinnen, chinesische Reisfelder oder die weißen Ebenen der Nordländer beschreiben, wo das ewige Eis Tiere und Menschen tötet, wenn sie nicht aufpassen, weil es sie andernfalls binnen weniger Minuten erstarren läßt. Marcos besaß mehrere Reisetagebücher, in die er seine Routen und seine Eindrücke notiert hatte, und in den Koffern, die in der Rumpelkammer im hintersten Hof verstaut waren, eine Sammlung von Geschichten- und Abenteuer- und sogar Märchenbüchern. Dort kamen sie hervor, um die Träume seiner Nichten und Neffen zu bevölkern, bis sie ein halbes Jahrhundert später irrtümlicherweise auf einem niederträchtigen Scheiterhaufen verbrannten.

Von seiner letzten Reise kehrte Marcos in einem Sarg zurück. Er war an einer mysteriösen afrikanischen Pest gestorben, die ihn faltig und gelb wie Pergament machte. Als er sich krank fühlte, trat er die Heimreise an, weil er hoffte, die Pflege seiner Schwester und des Doktor Cuevas würden ihm die Gesundheit zurückgeben, aber er überstand die sechzig Tage Schiffsüberfahrt nicht, sondern starb auf der Höhe von Guayaquil, geschwächt vom Fieber und im Delirium faselnd von moschusduftenden

Frauen und verborgenen Schätzen. Der Kapitän, ein Engländer namens Longfellow, war schon im Begriff, ihn in eine Fahne gewickelt über Bord zu werfen, aber Marcos hatte auf dem Transatlantikdampfer trotz seines verwilderten Aussehens und seiner Fieberdelirien so viele Freunde gewonnen und so viele Frauen in sich verliebt gemacht, daß die Passagiere es verhinderten und Longfellow ihn in der Speisekammer neben dem Gemüse des chinesischen Kochs lagern mußte, um ihn vor der tropischen Hitze und den Moskitos zu schützen, bis der Schiffsschreiner einen Behelfssarg gezimmert hatte. Im Hafen El Callao konnten sie einen richtigen Sarg kaufen, und ein paar Tage später lud ihn der Kapitän kurzerhand auf der Mole ab, wütend über die Umstände, die der Passagier der Schiffsgesellschaft und ihm persönlich gemacht hatte, und erstaunt, daß niemand kam, um nach ihm zu fragen und die zusätzlichen Kosten zu begleichen. Später erfuhr er, daß die Post in diesen Breiten nicht mit der gleichen Zuverlässigkeit wie in seinem fernen England funktionierte und seine Telegramme sich unterwegs verflüchtigt hatten. Zu seinem Glück erschien ein Rechtsanwalt vom Zoll, der die Familie del Valle kannte und sich erbot, die Sache in die Hand zu nehmen. Er lud Marcos und sein vieles Gepäck auf einen gemieteten Wagen und brachte ihn in die Hauptstadt, an den einzigen festen Wohnsitz, der sich ermitteln ließ: das Haus seiner Schwester.

Für Clara wäre dies einer der schmerzlichsten Augenblicke in ihrem Leben gewesen, wäre nicht Barrabas unter dem vielen Kram ihres Onkels mitgekommen. Ohne den im Hof herrschenden Trubel zu beachten, führte ihr Instinkt sie direkt in die Ecke, in der jemand den Käfig abgestellt hatte. Drinnen war Barrabas, ein Häuflein Knochen unter einem Fell von undefinierbarer Farbe und voll eiternder Kahlstellen, das eine Auge geschlossen, das andere tiefend von Augenbutter. Regungslos wie ein Kadaver lag er in seinem Unrat. Trotz seines kläglichen Äußeren identifizierte ihn das kleine Mädchen mühelos.

»Ein Hündchen«, schrie sie.

Sie übernahm das Tier. Sie hob es aus dem Käfig, sie wiegte es an ihrer Brust, mit der Umsicht einer Missionsschwester gelang es ihr, Wasser in

die geschwollene, ausgetrocknete Schnauze zu träufeln. Niemand hatte es gefüttert, seit Kapitän Longfellow, der wie alle Engländer Tiere sehr viel besser behandelte als Menschen, es mitsamt dem Gepäck auf der Mole abgestellt hatte. Solange der Hund neben seinem todkranken Herrn an Bord gewesen war, hatte der Kapitän alle Sorgfalt, die er Marcos vorenthielt, auf ihn verwandt, ihn eigenhändig gefüttert und auf Deck spazierengeführt, aber sobald er an Land war, wurde er nur noch als Teil des Gepäcks betrachtet. Clara wurde dem Tier eine Mutter, ohne daß ihr jemand dieses zweifelhafte Privileg streitig gemacht hätte, und es gelang ihr, es ins Leben zurückzuholen. Ein paar Monate später, als sich der Wirbel um die Ankunft der Leiche und die Beerdigung von Onkel Marcos gelegt hatte, fiel Severo eines Tages das haarige Vieh auf, das seine Tochter auf den Armen trug.

»Was ist das?« fragte er.

»Barrabas«, sagte Clara.

»Bring ihn dem Gärtner, damit er ihn wegschafft. Er kann eine Krankheit auf uns übertragen«, befahl er.

Aber Clara hatte ihn adoptiert.

»Er gehört mir, Papa. Wenn Sie ihn mir wegnehmen, höre ich auf zu atmen und sterbe, das schwöre ich.«

Er blieb im Haus. Bald lief er überall herum, fraß Vorhangfransen, Teppiche, Möbelbeine an. Er erholte sich ungemein schnell von seiner Agonie und fing zu wachsen an. Als er gebadet wurde, stellte sich heraus, daß er schwarz war, einen quadratischen Schädel, sehr lange Beine und kurzes Haar hatte. Die Nana schlug vor, man solle ihm den Schwanz coupieren, damit er wie ein Rassehund aussähe, aber Clara bekam einen Wutanfall, der in Asthma ausartete, und die Angelegenheit wurde nicht mehr erwähnt. Barrabas behielt seinen Schwanz ungekürzt, und dieser Schwanz wurde mit der Zeit lang wie ein Golfschläger, der mit unkontrollierbaren Bewegungen das Porzellan von den Tischen wedelte und Stehlampen umwarf. Barrabas war von unbekannter Rasse. Er hatte nichts gemein mit den Straßenköttern, noch weniger mit den reinrassigen Geschöpfen, die von einigen aristokratischen Familien aufgezogen

wurden. Der Tierarzt wußte seinen Ursprung nicht anzugeben, und Clara vermutete, daß er aus China stammte, da ein großer Teil der Sachen im Gepäck des Onkels Souvenirs aus diesem fernen Land waren. Seine Fähigkeit zu wachsen war unbegrenzt. Nach sechs Monaten hatte er die Größe eines Schafs, nach einem Jahr die Ausmaße eines Fohlens. Verzweifelt fragte sich die Familie, bis wohin er noch wachsen würde, und begann zu bezweifeln, daß er tatsächlich ein Hund war. Vielleicht, spekulierte sie, handelte es sich um ein exotisches Tier, das der forschungsreisende Onkel in einer abgelegenen Weltgegend erjagt hatte und das im Naturzustand wild war. Wenn Nívea seine Krokodilsklauen und scharfen Zähne beobachtete, zitterte ihr Mutterherz bei dem Gedanken, daß die Bestie nur einmal zuzuschnappen brauchte, um einem erwachsenen Menschen den Kopf abzureißen, um so mehr jedem ihrer Kinder. Aber Barrabas gab keinerlei Anzeichen von Wildheit zu erkennen. Im Gegenteil. Er war verspielt wie eine Katze. Er schlief in Claras Armen in ihrem Bett, den Kopf auf dem Federkissen und bis zum Hals zugedeckt, weil er verfroren war, und später, als er im Bett keinen Platz mehr hatte, streckte er sich neben ihm auf den Boden, seine Pferdeschnauze auf der Hand des Kindes. Niemand hörte ihn bellen oder knurren. Er war schwarz und still wie ein Panther, hatte eine Vorliebe für Schinken und eingemachtes Obst, und jedesmal, wenn Besuch kam und man ihn einzusperren vergaß, schlich er ins Eßzimmer, strich um den Tisch und schnappte sich vorsichtig seine Lieblingsbissen von den Tellern, ohne daß ihn jemand daran zu hindern wagte. Trotz seiner mädchenhaften Sanftheit flößte Barrabas Furcht ein. Die Lieferanten rannten nur so, wenn er sich auf der Straße zeigte, und einmal löste er unter den Frauen, die am Milchwagen standen, Panik aus, das Zugpferd scheute und rannte wie aus der Pistole geschossen davon, unter dem Gepolter der umstürzenden, ihren Inhalt auf die Straße ergießenden Milchkanen. Severo, der den Schaden bezahlen mußte, befahl, den Hund künftig im Hof anzuketten, aber Clara bekam wieder ihren Tobsuchtsanfall, und der Beschluß wurde vertagt. In Unkenntnis seiner Rasse schrieb die Phantasie der Leute Barrabas die Eigenschaften eines Fabelwesens zu. Es hieß, er sei

gewachsen und gewachsen und wäre so groß wie ein Kamel geworden, hätte nicht ein brutaler Metzger seinem Leben ein Ende bereitet. Die Leute hielten ihn für das Produkt einer Kreuzung von Hund und Stute, sie mutmaßten, daß er Flügel, Hörner und einen schwefligen Atem bekommen würde wie die Tiere, die Rosa in ihre endlose Tischdecke stickte. Die Nana, die es satt hatte, zerbrochenes Porzellan aufzukehren und sich das Geschwätz der Leute anzuhören, die behaupteten, daß er sich in Mondnächten in einen Wolf verwandle, wandte bei Barrabas die gleiche Methode an wie bei dem Papagei, aber statt ihn umzubringen, bewirkte die Überdosis Lebertran bei ihm nur einen vier Tage dauernden Dünnpfiff, der das Haus von oben bis unten verschmutzte, und sie selber mußte ihn wegputzen.

Es waren schwere Zeiten. Ich war damals ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, aber mir war, als hätte ich nur eine kurze Spanne Lebens vor mir, um mir eine Zukunft aufzubauen und die Position zu schaffen, die ich mir wünschte. Ich arbeitete wie ein Tier, und wenn ich mich unter dem Zwang eines tödlich langweiligen Sonntags einmal hinsetzte und ausruhte, hatte ich das Gefühl, daß mir kostbare Zeit verlorenging und mich jede müßig verbrachte Minute ein Jahrhundert von Rosa entfernte. Ich lebte im Bezirk der Mine in einem kleinen Holzhaus mit Zinkdach, das ich mir mit Hilfe einiger Arbeiter selbst gebaut hatte. Es hatte nur ein einziges quadratisches Zimmer, in dem ich meine Sachen verstaute, ein Fenster in jeder Wand, damit die heiße Tagesluft abzog, und Läden, die ich nachts, wenn der eisige Wind wehte, schließen konnte. Mein Mobiliar bestand aus einem Stuhl, einem Feldbett, einem ungehobelten Tisch, einer Schreibmaschine und einem schweren, auf Maultierrücken durch die Wüste transportierten Tresor. In ihm verschloß ich den Lohn für die Bergarbeiter, einige Papiere und den Rupfensack mit den kleinen, glänzenden Goldklümpchen, den Früchten so harter Arbeit. Es war nicht bequem, aber an Unbequemlichkeit war ich gewöhnt. Ich hatte nie in warmem Wasser gebadet, meine Kindheitserinnerungen waren Kälte, Einsamkeit und ein ewig leerer Bauch. Hier habe ich zwei Jahre lang